

## "Was hat das mit uns zu tun? Ein Beitrag aus studentischer Perspektive"

### Ein studentischer Redebeitrag zur Forschungspräsentation „Vertriebene Wissenschaften – Die Technische Hochschule Berlin während des Nationalsozialismus“ am 10.07.2013 im Lichthof der TU Berlin

Liebe Studierende, sehr geehrte Damen und Herren,

als erstes möchte ich meinen Dank aussprechen, heute Abend an dieser Stelle einen studentischen Beitrag formulieren zu dürfen.

Dieser gilt dem Herrn Präsidenten Steinbach, dem ehemaligen Herrn Präsidenten Kutzler als Initiator des Forschungsprojektes, Frau Professorin Schüler-Springorum als aktuelle und Herrn Prof. Benz als ehemaligen Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung und natürlich ganz besonders Frau Dr. Baganz, die mit ihrer gewissenhaften Arbeit diesen Abend erst möglich gemacht hat.

Nun zu meinem Thema: Was hat das Ganze hier eigentlich mit uns Studierenden heute zu tun?

Lassen Sie mich mit einer kurzen Anekdote über meinen persönlichen Alltag beginnen:

Wenn mich Menschen in einer Behörde – z.B. an dieser Universität –, im persönlichen Gespräch oder ganz einfach am Telefon nach meinem Namen fragen, antworte ich für gewöhnlich folgendermaßen: Dora-Anton-Gustav-Cäsar-Ida. Dagci.

Das mag zwar ein türkischer Name sein, allerdings wurde ich mein Leben lang als Deutsche erzogen. Meine einzige Muttersprache, meine Gedanken, meine Identität, mein gesamtes persönliches Umfeld und mein Pass ist deutsch. An Sonntagen hat mir meine deutsche Mutter Schweinebraten mit Kartoffeln gekocht; mein türkischer Vater sprach ausschließlich deutsch mit mir und ich musste mich als junge Frau gegen traditionelle katholische Regeln durchsetzen. Trotzdem zähle ich es zu meinen fast täglichen Erfahrungen danach gefragt zu werden, wo ich denn **eigentlich** herkomme und leider ist „aus Berlin“ für die meisten keine zufriedenstellende Antwort, da sie einen derart 'exotischen' Namen offensichtlich nicht erklären kann. Wie steht es denn mit den Eltern oder den Großeltern? Kommen die nicht vielleicht aus der Türkei?

Meine Damen und Herren, liebe Studierende, ich möchte Sie gern darauf aufmerksam machen, dass eine nicht-arische Familienlinie noch heute fast überall in diesem Land, in dieser Stadt und in dieser Universität Anlass für einen zwar nett gemeinten, aber dennoch für Betroffene sehr unangenehmen Small-Talk ist.

Ich kann Ihnen also aus eigener tagtäglicher Erfahrung versichern: Diskriminierung spielt tatsächlich noch fast überall eine Rolle.

Nun heißt das natürlich nicht, dass an dieser Universität aktuell Personen von Vertreibung und Verfolgung betroffen seien. Allerdings fallen Vertreibung, Verfolgung und Hinrichtung, Zwangsarbeit vor aller Augen und öffentliche Demütigung nicht ohne weiteres aus heiterem Himmel auf eine gerechte Gesellschaft herunter.

Frau Dr. Baganz betitelt die Publikation zu ihren Forschungsergebnissen nicht ohne Grund mit den Worten „Diskriminierung – Ausgrenzung – Vertreibung“. Vertreibung steht hier erst am Ende einer Kette von Handlungen, dessen erstes Glied – die Diskriminierung – auch heute noch wesensbestimmender Bestandteil der Gesellschaft ist, in der wir leben. Meine persönlichen Alltagserfahrungen sind keine Ausnahme. Ganz im Gegenteil bekommen viele Menschen tagtäglich zu spüren, wer in einem nationalstaatlich orientierten Europa nicht als zu einer deutschen Nationalgemeinschaft zugehörig empfunden wird. Das fängt beim Namen an und hört bei der Hautfarbe nicht auf.

Und ich spreche nicht von klarer, offen rassistisch motivierter Gewalt seitens der am Rande der Gesellschaft zu verordnenden üblichen Verdächtigen. Ich spreche von der alltäglichen, oft unbewussten Ausgrenzung – verpackt in interessierten Nachfragen zur Herkunft, zur sexuellen Orientierung und zu körperlichen Beeinträchtigungen. Aber auch versteckt hinter vermeintlich aufklärerischen Forderungen gegen Kulturkreise, die wir mit unserem eurozentrischen Blick als rückständig betrachten. Denn auch auf den ersten Blick wohlwollende Forderungen, bspw. eine kopftuchtragende Frau zu mehr Emanzipation erziehen zu wollen, ist nichts weiter als ein paternalistisches und damit hierarchisierendes Verhalten gegenüber Menschen, die stereotyp als rückständig betrachtet werden.

Wenn wir nicht erkennen wollen oder können, wo und wie uns Rassismus auch heute noch im Alltag erwischt, können wir auch nicht mehr erreichen als dass wir uns bei einer Forschungspräsentation wie dieser wohlwollend selbst auf die Schultern klopfen.

Wenn wir das Wort „Diskriminierung“ hören, denken wir in der Regel an Frauen, Menschen mit Migrationshintergrund und in diesem Falle an jüdische und politisch unliebsame Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. An was wir nicht denken, sind die Menschen, die diese Diskriminierung ausgeführt haben – die Täterinnen und Täter.

Was mich stets überrascht ist, dass das Thema Diskriminierung, Ausgrenzung und Vertreibung lediglich die marginalisierten Gruppen selbst etwas anzugehen scheint. Nicht aber den deutschen, christlichen Professor, der seiner studentischen Hilfskraft das Arbeiten mit Kopftuch untersagt. Und auch nicht die deutsche christliche Studierendenschaft, deren Interessen sich vornehmlich auf das eigene Vorankommen richten. Die Hochschulpolitik wird dagegen lieber den anderen überlassen.

Das Entscheidende an Macht und Privileg ist die Möglichkeit, die eigenen Handlungsspielräume nicht reflektieren zu müssen. Es ist die Möglichkeit, die Auseinandersetzung mit der ausgeübten Gewalt – und damit meine ich auch diskursive Gewalt – den Gruppen von Menschen zu überlassen, die bereits als das „Andere“ markiert worden sind. Wichtig ist aber, dass Stereotypen eigentlich viel mehr über die Verwender selbst verraten als über die ausgegrenzte und vermeintlich homogene Gruppe.

Deshalb geht das Thema, über das wir heute sprechen, uns alle etwas an. Denn jede und jeder kann – ob willentlich oder nicht – Menschen auf verschiedene Arten ausgrenzen.

Meine Mitstudierenden mögen mich vielleicht fragen, was die Diskriminierung, Ausgrenzung und Vertreibung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Zeit des Nationalsozialismus denn nun mit uns Studierenden heute zu tun hat. Meine Antwort darauf ist: Überraschend viel.

Natürlich kann man die Situation vom September 1935, in der die Andersbehandlung einer Gruppe von Menschen von heute auf morgen zu juristischer Wahrheit wurde, nicht ohne weiteres mit heute vergleichen. Uns scheinen die Ereignisse der Vergangenheit in weiter Ferne zu stehen. Die Aufarbeitung überlassen wir vielleicht sogar sehr gerne einem wichtigen und guten Forschungsprojekt wie diesem.

Und trotz dessen sollten wir Studierende uns nicht auf dem Gedanken ausruhen, stets auf fast schon natürliche Weise die progressive Kraft einer Universität zu sein. Jugendlichkeit und Internetkompetenz macht uns nicht per se zu einer gerechten Gemeinschaft, die sich stets für die Interessen der Schwächeren einsetzt.

Frau Dr. Baganz hat bewiesen, dass die deutsche Studierendenschaft der damaligen Technischen Hochschule Berlin einen großen Anteil an der Diskriminierung, Ausgrenzung und Vertreibung ihrer Mitstudierenden getragen hat. Die Studierendenschaft der TH Berlin hat einige ihrer Kommilitoninnen und Kommilitonen schon vor der Machtübergabe durch eine Atmosphäre der Gewalt und des Antisemitismus terrorisiert. Die administrativen Maßnahmen der Nationalsozialisten konnten nur deshalb problemlos umgesetzt werden, weil es bereits eine breite Zustimmung zu Stereotypen und Feindbildern in der Studierendenschaft gegeben hat, welche den jüdischen und politisch linksorientierten Studierenden der TH Berlin das Leben und Lernen so gut wie unmöglich machten.

Schon vor der eigentlichen Machtübergabe an die NSDAP erzielte der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund seit seiner Gründung 1926 zunehmende Erfolge bei den Wahlen der politischen Gremien der Universität. Die Gier nach einem konkurrenzfreien Arbeitsmarkt fachte den schon lange flammenden Antisemitismus unter jungen Akademikerinnen und Akademikern zusätzlich an.

Auch heute schätze ich die progressive Kraft unserer Studierendenschaft eher marginal ein. Bei einer studentischen Wahlbeteiligung von unter 10 %, an einigen Fakultäten sogar unter 3 %, ist das Risiko groß, dass es Parteien mit einer auf Diskriminierung beruhenden Agenda und einer nur mittleren Mobilisierungskraft ohne weiteres gelingen kann, in das Studierendenparlament der TU zu gelangen.

Natürlich lässt ein 3 jähriger Bachelor- oder 2 jähriger Masterstudiengang nur eingeschränkt die Bildung einer politisch engagierten Studierendenschaft zu. Allerdings sehe ich dennoch viel verschwendetes Potential und offene Türen für Parteien und Studierendenschaften, die Zusammenhalt und Gemeinschaft durch systematische Ausgrenzung erschaffen wollen.

Denn der Mechanismus „Inklusion durch Exklusion“ funktionierte gestern wie heute und er wird es auch in Zukunft noch.

Um noch einmal zusammen zu fassen möchte ich gern zurück auf meine Eingangsanekdote kommen: Wenn Ihnen jemand einen für Ihre Ohren anders klingenden Namen buchstabieren muss, fragen Sie vielleicht nicht gleich nach der Herkunft. Fragen Sie sich lieber selbst, warum diese Information Ihnen überhaupt wichtig ist. Denn Identität ist doch viel mehr als ein Name, eine Hautfarbe, eine Religion und eine äußerliche Erscheinung.

Ich appelliere also an die Selbstkritik und für ein Bewusstsein über alltägliche Ausgrenzungshandlungen, die uns allen – ob studierend, lehrend oder verwaltend – unterlaufen können.

In Erinnerung an die vertriebenen Studierenden, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dieser Universität möchte ich gern schließen.

Vielen Dank.

---